

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
<b>Band:</b>	25 (1975)
<b>Heft:</b>	3
<b>Artikel:</b>	Historische Vorlesungen : zu drei neuen Büchern
<b>Autor:</b>	Vischer, Eduard
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-80731">https://doi.org/10.5169/seals-80731</a>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# HISTORISCHE VORLESUNGEN

*Zu drei neuen Büchern<sup>1</sup>*

Von EDUARD VISCHER

Wer auf die Geschichte historischen Bemühens zurückblickt, dem bietet sich mit einer gewissen Notwendigkeit eine dreifache Möglichkeit an: die Geschichte der Forschung, der Geschichtsschreibung, der Lehre. Geschichte der Geschichtsschreibung wird seit den Zeiten des alten Wachler bis in unsere Tage in umfassenden Werken immer neu geschrieben, notwendig neu geschrieben. Forschungsgeschichte gibt es vor allem in Gestalt von Forschungsberichten für beschränkte zeitliche oder sachliche Bereiche: ich denke etwa an die Berichte, die nach 1918 und nach 1945 verfasst worden sind oder etwa an die Geschichte der MGH von Harry Bresslau und den in weitere Zusammenhänge und Probleme hinausführenden Aufsatz von W. Kaegi «Geschichtswissenschaft und Staat in der Zeit Rantkes» (1943, später in: Historische Meditationen Bd. II, 1946, 121–177). Aber Geschichte der Lehre? Während Forschungsarbeit sich an den engeren oder weiteren Kreis der Fachgenossen wendet, Geschichtsschreibung aber grundsätzlich an die ganze Zeitgenossenschaft, ist Lehre etwas sozusagen Internes, etwas beinah Esoterisches, das sich nur an einen beschränkten, geschlossenen Kreis, sei es der Klasse, sei es des Auditoriums wendet. Wohl gibt es auch gewisse Überschneidungen: es gibt akademische Lehrer, die ihre fertigen Bücher dem akademischen Publikum vorlesen, um sie dann gleich nach Ende des Semesters an die Buchdruckerei zuhanden der vollen Öffentlichkeit abzuliefern. Aber es gibt auch mehrere Nuancen anderer, bei denen von solcher Überschneidung nicht die Rede sein kann, einmal die, die ihre Vorlesungen ebenso peinlich ausformulieren und bis zum letzten Komma ausschreiben, sie aber, wenn sie gehalten sind, beiseite legen, da sie dem Vorsatz huldigen, jedes Semester eine neue Vorlesung vorzutragen; dann jene anderen, die dreissig oder vierzig Jahre lang die gleichen Hefte sozusagen unverändert vorlesen; es gibt sodann den Typus derjenigen, die ständig an ihren Stoffen fortarbeiten, dergestalt, dass sie das gleiche jedesmal anders und neu formuliert frei vortragen können, weil es einen Teil, ja, den Hauptteil ihrer geistigen Lebensanstrengung bildet; endlich ist der Gelehrte und Dozent mit dem uner-

---

<sup>1</sup> WERNER KAEGI, *Jacob Burckhardt, eine Biographie*. Band 5, Basel 1973; ERNST ZIEGLER, *Jacob Burckhardts Vorlesung über die Geschichte des Revolutionsalters in den Nachschriften seiner Zuhörer. Rekonstruktion des gesprochenen Wortlautes*. Basel 1974; LEOPOLD VON RANKE, *Über die Epochen der neueren Geschichte*. Herausgegeben von THEODOR SCHIEDER und HELMUT BERDING (= Aus Werk und Nachlass Bd. II), München 1971.

messlichen Gedächtnis nicht zu vergessen, in dessen Nachlass sich nur Zettelchen mit den Stichworten finden, die ihm erlaubt haben, völlig frei Ströme von Bildern der Vergangenheit zu evozieren, eine Anstrengung, die ihn im Moment ihres Vollzugs bis zur Erschöpfung ermüdet hat. Hier bleiben einzig und allein die Nachschriften, wenn die Nachfahren von diesen Vorträgen eine – wenn auch notgedrungen blasse – Vorstellung bekommen wollen. Gewiss gibt es unendliche Abwandlungen der genannten Typen, gewiss auch noch andere, die uns nicht begegnet sind, genug: Es ist Niebuhr, der uns an letzter, J. Burckhardt, der uns an zweitletzter Stelle vorgeschwobt hat.

## I.

Wir haben zunächst die Freude, den 5. Band von *Werner Kaegis Jacob-Burckhardt-Biographie*, leider etwas verspätet, anzuzeigen. In diesem 5. Bande hat W. Kaegi eine reiche Ernte eingebracht, zu der man ihn wahrhaft beglückwünschen darf. Manche Teile lassen zwar noch die überaus grosse Mühe und Arbeit erkennen, die erforderlich war. In andern hat der Autor sie ganz hinter sich gelassen und weiss seine Ausführungen in einem schlackenlosen, gehobenen Tone vorzutragen. Es ist ein Buch, das man in einem Zuge durchliest und bei dem man, um manches näher zu bedenken, gleich wieder von vorne beginnt, und zwar nicht nur der Rezensent, nicht nur die Fachgenossen im In- und Ausland, sondern auch mancher Gebildete schlechthin, Leute von der Art derjenigen, mit denen Burckhardt einst bei einem Glase Markgräfler oder Veltliner oder auf einem Spaziergange konversierte oder mit denen er Briefe wechselte. Nach dem etwas mühsamen 4. Bande, den wir vor sieben Jahren in dieser Zeitschrift angezeigt haben, darf dieser 5. Band als besonders wohlgelungener Teil dieses Lebenswerkes bezeichnet werden. Der biographische Zusammenhang, der schon im 4. Bande nicht mehr durchgehalten war, ist nun allerdings hier vollends gesprengt, wenn auch der lebensgeschichtliche Gesichtspunkt nie aus dem Auge verloren wird.

Dieser 5. Band stellt Jacob Burckhardt als historischen Dozenten dar, und zwar für die Jahre seines Basler Ordinariats, also für die Jahre 1858 bis 1886, nachdem schon im 4. Bande das Institutionelle dieser Lehrtätigkeit (Vorlesungen, Übungen, Prüfungen usw.) dargelegt worden ist, sowie Burckhardts Erlebnis der Gegenwart (1858–1871; 1871–1888) und damit die Stimmung, aus der seine stille Arbeit in der Studierstube wie sein Lehren erwuchsen. Der Rezensent kann ein leises Bedauern nicht ganz unterdrücken, dass – ungeachtet, dass wir dann wohl einen Band von gegen 900 Seiten vor uns haben würden – die Griechische Kulturgeschichte und die Weltgeschichtlichen Betrachtungen, die doch auch historische Vorlesungen waren und die in der nämlichen Zeitspanne gehalten worden sind, nicht in den vorliegenden Band miteinbezogen worden sind. Nur ihr Einbezug hätte ein

wirklich volles Bild von Burckhardts weltgeschichtlichem Arbeiten, Denken Lesen, Lehren gewinnen lassen. Der Kunsthistoriker, der Burckhardt im letzten Jahrzehnt seiner Professur, 1882–1893, auch noch war, wäre ohnehin dem letzten Bande vorbehalten worden.

Rezensent und Leser haben des Autors anderen Entscheid zu respektieren und sich nun der Sache zuzuwenden. Als Quellen für den ersten Teil dienten ihm Tausende von Blättern – sie sind im Jacob-Burckhardt-Archiv, das im Basler Staatsarchiv liegt, aufbewahrt – mit Notizen und Exzerpten, mit Auseinandersetzungen mit älteren und allerneuesten Autoren, mit partiellen Niederschriften und mit Übersichtsblättern für die einzelnen Vorlesungsstunden.

Man wird sich erinnern, dass manche Rosinen aus diesem papierenen Kuchen bereits vor einem halben Jahrhundert von Emil Dürr herausgesucht und – zum Teil in etwas geglätteter Form – in Bd. 7 der Werke (Stuttgart 1929), einem Bande, dessen erster Teil die Weltgeschichtlichen Betrachtungen enthält, als «Historische Fragmente» herausgegeben worden sind. Der Verfasser der vorliegenden Biographie hat im Jahre 1957, ebenfalls in einem Stuttgarter Verlag, eine Neuausgabe herausgebracht. Kaegi verweist in dem vor uns liegenden 5. Bande seiner «Biographie» zwar häufig auf die laufenden Nummern der Fragmente, zieht gelegentlich den Wortlaut bei, legt aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle den authentischen Wortlaut der Manuskripte zugrunde, bei deren Benutzung er zudem weit über die «Fragmente» hinausgeht. Diese Nachlasspapiere untersucht er jedesmal zunächst mit der Kunst und dem Spürsinn des Paläographen auf ihr Alter, auf verschiedene Schichten, auf ihren Charakter. Äussere Gründe (Farbe der Tinte, Charakter der Schrift, Wasserzeichen) wie innere (Beispiel: die Blätter zur Vorlesung über die Französische Revolution, auf denen Taine zitiert ist, liegen 1875 oder später, da in jenem Jahre die «Origines» zu erscheinen begannen) fallen für seine Untersuchungen ins Gewicht.

Es ergibt sich zunächst, dass Burckhardt keine durchgehenden, ausgearbeiteten Kolleghefte besass. Er hatte Notizen, Exzerpte, partielle Formulierungen usw., die er unermüdlich erweiterte, modifizierte, bereicherte, ständig auch neue Quellenausgaben – Archive benutzte er in der grösseren zweiten Lebenshälfte nie – und Literatur beziehend. Er «las» über den gleichen Gegenstand bis zu dreizehnmal in seinem Basel, wo er der Erkenntnis mehr als der Wissenschaft – hat er doch seit 1860 fast nichts mehr publiziert! – lebte, indem er seine neuen Erkenntnisse jedesmal neu und frei vortrug.

Kaegi gibt uns auf Burckhardts Spuren, oft aber weit darüber hinaus, sehr viele historiographische Einzelhinweise, die wir in keiner allgemeinen Geschichte der Historiographie finden, dergestalt, dass der Band weit über seinen Gegenstand hinaus Wert bekommt, besonders, wenn er einmal durch ein Register noch besser erschlossen sein wird, als durch die allerdings sehr ausführlichen Inhaltsverzeichnisse.

Aber mit Bezug auf Jacob Burckhardt gehört dieser 5. Band doch zu-

nächst weder der Geschichte der Forschung noch der der Geschichtsschreibung an, letzterer jedenfalls nur insofern, als er aus den Vorlesungspapieren das in den gedruckten Werken nicht enthaltene Gesamtgeschichtsbild Burckhardts erschliesst. In solcher Hinsicht läuft sein Ziel demjenigen der Erlanger Dissertation (1968) von *Gunter Berg* – über L. v. Ranke als akademischer Lehrer. Studien zu seinen Vorlesungen und zu seinem Geschichtsdenken – parallel, doch wäre es unbillig, das überlegene Alterswerk eines Gelehrten mit dem an sich zwar sehr bedeutenden eines Anfängers ohne weiteres vergleichen zu wollen.

Studentische Nachschriften allerdings stellen für Kaegi nur eine subsidiäre Quelle dar, eine Nebenquelle, von der wir seit kurzem ein gedrucktes Muster besitzen (siehe unten sub II). Der Raum verbietet es, jene Stelle herzusetzen, an der Kaegi das Verhältnis von Burckhardts schriftlich erhaltenen Formulierungen zu der Spiegelung der Schülernachschrift lichtvoll umreisst.

Sollte man nun in allen Fällen, in denen der Nachlass so reich oder Nachschriften in guter Qualität vorhanden sind, verpflichtet sein, diese Materialien auszuwerten und die sozusagen private Vorlesung in öffentliche Geschichtsschreibung zu verwandeln? Fernziel in solchem Sinne wäre eine umfassende Darstellung des Geschichtsunterrichts an den schweizerischen, oder gar europäischen Schulen und Universitäten des 19. Jahrhunderts. Ich denke doch nicht. Ob man es tue, wird in jedem Falle von der bereits anderweitig feststehenden ausserordentlichen Bedeutung des betreffenden Lehrers oder Dozenten abhängen.

Kaegi breitet den Hauptinhalt der Vorlesungen Burckhardts und sein Urteil vor uns aus, und wir müssen versuchen, von diesem Burckhardt in Kaegischer Brechung einen Begriff zu geben. Da können wir denn nicht umhin, gleich etwas vorauszuschicken, worauf wir möglichst wenig zurückkommen möchten, nämlich, dass unseres bescheidenen Erachtens beim Historiker, trete er nun als Lehrer oder als Geschichtsschreiber auf, das Verstehen dem Raisonnieren vorangehen sollte und dass es in solcher Hinsicht Burckhardt oft etwas fehlen lässt. Wenden wir uns nun den einzelnen Vorlesungen zu, so gehen wir über die von Kaegi relativ kurz skizzierten Spätmittelaltervorlesungen hinweg gleich zu der Vorlesung über das 16. Jahrhundert über. Burckhardt gibt in dieser Vorlesung Weltgeschichte, nicht Kirchengeschichte, darin seinem Lehrer Ranke folgend, der das Entsprechende als Geschichtsschreiber («Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» 1839 ff.) als erster getan hatte. Aber Ranke kannte die Kirchengeschichte, kannte insbesondere Luther, was schon die Fragmente aus seiner Frühzeit klar erkennen lassen, sehr genau. Anders Burckhardt. Er las, was aus seinem Werdegang leicht zu verstehen ist, ungern Theologisches (wobei immerhin an den ausgesprochenen Agnostiker Eduard Fueter erinnert werden darf, der zeitlebens auch in theologischem sehr belesen war) und kannte zum Beispiel Luther, für den er doch eine leise Bewunderung nicht

verhehlen konnte, abgesehen von seinen Briefen und zwei kleinen Schriften, nur aus zweiter Hand. Er kann nicht damit entschuldigt werden, dass damals die Römerbriefvorlesung usw. noch nicht gedruckt gewesen seien; in der Ausgabe von Walch lag ihm genug Gedrucktes vor. So aber musste manch Eigentliches gerade der Reformation, die einen der wichtigen Aspekte des 16. Jahrhunderts bildet, zu kurz kommen. Der deutsche Bauernkrieg ist zwar in seiner Bedeutung erwähnt, Luthers aufschlussreiche Aufrufe dazu aber und die Auseinandersetzung mit ihnen fehlen. Seine Calvinkritik, die sich auf neue Genfer Forschungen stützt, hat gewiss viel Richtiges getroffen, aber der positive Untergrund des Verstehens, von dem sie sich abheben müsste, fehlt eben gerade hier. Er übt nicht nur Kritik, nein, Calvin ist ihm geradezu verhasst, stärker, als das einem Historiker erlaubt ist. Wäre Burckhardt verstanden wollend an Calvin herangetreten, so hätte er sich vielleicht sogar zu ihm einen Vers machen können, der weniger zeitbedingt als seine Urteile gewesen wäre. Ich denke an den Fall Servet wie an die Prädestinationslehre. Schwingt im ersten Fall nicht etwas fast «Ökumenisches» mit, wenn Calvin Servet in Vienne anzeigt, in Genf verhaften und verurteilen lässt (wobei über die Mittel des Kampfes gegen ihn, das Verbrennen bei lebendigem Leibe, natürlich noch nichts gesagt ist)? Es ging um die Trinität, die Vienne und Genf gleich teuer war. Und die Prädestination ist doch nicht so singulär kalvinisch, wenn wir Zwinglis Providentia auf der einen, Luthers *De servo arbitrio* auf der andern Seite als Punkte, die zu Calvins Lehre hinführen konnten, miteinbeziehen. Hier blieb Burckhardt seinen Hörern sicher viel schuldig. Bedenkenswerter bleiben auch dem heutigen Leser seine Notizen, wenn sich Burckhardt an die Gegenreformation (in deren Zusammenhang, wofür rein chronologisch gewiss viel spricht, er übrigens Calvin behandelt), an die neueren Jahrhunderte und gar an die Revolution heranmacht. Noch sei beachtet, dass Kaegi das Gegenreformationskapitel überschreibt «Die Gegenreformation und das konfessionelle Zeitalter. – Calvin». Kaegi setzt voraus, dass der Leser weiß, dass diese treffende Bezeichnung eines Zeitalters, die doch merkwürdigerweise P. Stadler in dem entsprechenden Abschnitt des «Handbuchs der Schweizergeschichte» (Zürich 1972) noch nicht anwenden zu sollen glaubte, aus der Schule Troeltschs stammt. Er verwendet sie denn auch fast nur in der Überschrift, äusserst selten im Text. Im Text ist bemerkenswert die hohe Wertgeschätzung, die Burckhardt Carlo Borromeo entgegenbringt. Und hier wie bereits bei den Reformatoren ist Kaegi unermüdlich, uns zu zeigen, dass Burckhardts «Katholisieren» nicht etwa, wie «man» – Kaegi vermeidet auch in diesem Bande jegliche persönliche wissenschaftliche Auseinandersetzung – gemeint hat, auf J. Janssen zurückgeht, was schon bibliographisch ausgeschlossen ist, wenn er auch, als er bereits nicht mehr über das 16. Jahrhundert las, Janssen, dessen Deutsche Geschichte nun erst zu erscheinen begann, mit freudiger Zustimmung gelesen hat.

«Das 17. und 18. Jahrhundert. Die Idee Europas», so überschreibt Kaegi

---

sein 3. Kapitel. Die entsprechende Vorlesung las J. Burckhardt zuerst 1869 als solche, aber die Anfänge gehen viel weiter zurück, wohl, wie Kaegi darzutun vermag, bis 1846, wenn sich auch bis jetzt keine diesbezüglichen grösseren Manuskripte mehr gefunden haben. Einzig ein bibliographisches Blatt zum Dreissigjährigen Krieg mit Literatur von 1843 und früher ist da und, wie sich im folgenden (150f.) zeigt, lassen sich auch noch einzelne Blattfolgen feststellen. Die schönsten und besten Formulierungen finden sich auch hier in den vollausgeführten Einleitungen, namentlich von jenem «Europa als alter und neuer Herd vielartigen Lebens» ist hier in mannigfacher Variation die Rede. Ein solches Europa gab es nach J. Burckhardt am Ende des 16. Jahrhunderts, es würde also den Ausgangspunkt für das 17. und 18. Jahrhundert darstellen (S. 155 ff., 168). Was dann im einzelnen von Kaegi aus den burckhardtischen Materialien ausgezogen werden kann, ist doch immer wieder relativ wenig. Hier begegnet die Verachtung, der Zorn, das Erschrecken über Cromwell, der für ihn «Robespierre und Napoleon in einer Person» ist. Kaegi bewundert dieses Erschreckenkönnen, distanziert sich aber hier doch deutlich von Burckhardt (S. 190). Der Leser, der, sei es am Gymnasium, sei es an der hohen Schule über englische Revolution zu berichten hat, wird Burckhardt kaum rezipieren, er wird ihm aber mit dem, was er hier aus Kaegis Buch erstmals kennen lernt, als Anregung, als Denkanstoss wichtig sein, samt Kaegis behutsamem Begleittext und Kommentar, und die historiographischen Beiträge, die sich bis zu Churchill erstrecken, wird er nicht minder schätzen.

«Das Ganze ist ein dramatischer Aufbau. Es stellt einen Dialog dar, dann ein Duell zwischen Frankreich und England. Allmählich nimmt ganz Europa an ihm teil. Schliesslich steht Russland da als die neue Macht des Zeitalters» (S. 202). So umreisst Kaegi das burckhardtische Siècle de Louis 14<sup>e</sup>. Deutlich geht aus den ihm gewidmeten Ausführungen u. a. hervor, dass J. Burckhardt, dem «man» solchen Sinn hat absprechen wollen (vgl. S. 267), durchaus Sinn hatte für die wirtschaftsgeschichtlichen Komponenten des Geschichtsablaufes. Kaegis äusserst knappe Notizen über die Kultur dieser Zeit, die offensichtlich ebensolcher Knappeit in B.s. Papieren entsprechen, mögen andeuten, was weiter nicht erstaunlich ist, dass Burckhardt zum Beispiel mit einem Pascal gar wenig anfangen konnte (209). Übrigens dürfte er nach Kaegis Feststellung Sainte Beuves Port Royal kaum gelesen, sondern sich hier mit Ranke begnügt haben. Anderwärts weiss er aber die ihm besonders gemässé Literatur zu finden, so die bedeutenden Bücher des heute fast verschollenen C. van Noorden.

Sehr grosse Aufmerksamkeit hat Burckhardt dem aufstrebenden Russland geschenkt. Gegen Friedrich II. von Preussen war er kritisch gestimmt. Gerne las er hier Onno Klopp, einen Historiker, der erst in den Geschichten der Historiographie von Srbik und von Tompson wieder Beachtung findet; ständig bleibt er im Gespräch mit Johannes von Müller, Ranke, Sybel, Arneth.

Der Siebenjährige Krieg war Burckhardt kein zufälliger Schlusspunkt. Denn hier sah er das alte Europa, an dem sein Herz hing, in die Brüche gehen. Jacob Burckhardts glanzvollste Vorlesung war nach vieler Urteil diejenige über Die Französische Revolution. Kaegi widmet ihr denn auch die drei zentralen Kapitel seines Buches (4–6), die ganz auf Burckhardts Exzerpten und Notizen aufbauen; daneben ist seither das Buch erschienen, das aufgrund von Nachschriften das gesprochene Wort über den nämlichen Gegenstand wiederzugeben versucht (s. u.). Burckhardt war nun sicher kein Spezialist der Revolutionsgeschichte. Dazu kannte er schon offensichtlich viel zu wenig Quellen. Aber es war ein Thema, das ihm auf der Seele brannte; er fühlte sich persönlich an diesem Geschehen beteiligt: es in der Vorlesung sachgemäß zu behandeln, war ihm ein geradezu existentielles Anliegen, so sehr er jedesmal mit Furcht und Zittern an das grosse Thema heranging.

Wie schon in der Vorlesung über das 16. Jahrhundert (Reformation) wandte er sich auch hier gegen die Auffassung von einer Notwendigkeit des Geschehens. Vieles sei durch persönliche Schuld oder durch Zufall erfolgt. Er distanziert sich damit wie mit der Auffassung, dass anno 1815 keineswegs alles zu Ende gewesen noch damals eine Wiederherstellung der Pentarchie der grossen Mächte erfolgt sei, von Ranke.

«Die Auffassung Burckhardts, die aus den seit 1867 erhaltenen Einleitungen [die früheren hat er kassiert und vernichtet] spricht», lesen wir bei Kaegi (258), «ist eine wesentlich andere. Er ist der Meinung, dass das Zeitalter der Revolution mit den Friedensschlüssen von 1815 weder abgeschlossen noch überwunden sei. Er sah die Kräfte der Revolution weiterwirken, an Macht zunehmen, latent stärker werden als die beharrenden Kräfte, die der Revolution von 1830 und 1848 scheinbar Herr geworden waren. Der Ausgang der jüngsten Kriege [1859, 1864, 1866] war für ihn nicht ein Moment der Beruhigung, sondern ein Grund zu verstärkter Besorgnis. Krieg und Revolution sind ihm immer deutlicher verschwisterte Mächte. Indem sie sich bekämpfen, fördern sie ähnliche Resultate» (258). «Burckhardt war der Meinung, dass sich im innern Leben Europas seit 1789 etwas grundsätzlich geändert habe, was nicht mehr zu eliminieren sei. Mit den alten Ideen von Staatensystem und Gleichgewicht könne man der neuen Lage nicht mehr gerecht werden. Sich selbst hat er nicht als immun und unberührt vom revolutionären Strom gefühlt. Er war ehrlich genug zuzugeben, dass einige der persönlichsten Entschlüsse seiner Jugend, zum Beispiel Kirche und Theologie gegenüber, im Zusammenhang der grossen Emanzipationsbewegung gestanden hätten. In seiner Einleitung vom 6. November 1867 bekannte er sich zu diesem Faktum: ‹Vor allem hat die Revolution Resultate gehabt, welche uns selber schon völlig bedingen und integrierende Teile unsres Rechtsgefühls und Gewissens ausmachen, die wir also nicht mehr ausscheiden können›» (259, vgl. ferner 274). Er konfrontiert in diesen einleitenden Bemerkungen mehrfach das Einst und Jetzt und nennt einmal als «die wahren

Grossmächte der neuen Situation» «den neuen Begriff des Staates, sein Verhältnis zu den Nationalitäten, die öffentliche Meinung, Erwerb und Verkehr», modern ausgedrückt nach Kaegi: Militarismus, Nationalismus, Presse, Wirtschaft (261). «Dies sind die neuen Mächte», meint Kaegi im Sinne Burckhardts, «die stark genug geworden sind, um die Grossmächte der Pentarchie Rankes aus den Angeln zu heben, sie aufzulösen oder zu verwandeln» (261). Was die Wirtschaft betrifft, so *konnte* wohl Burckhardt gar nicht von «industrieller Revolution» sprechen, da dieser Terminus *vor* 1884 nicht existiert zu haben scheint<sup>2</sup>. Erst in der Fassung von 1869 fällt das wichtige neue Stichwort «Caesarismus», während zwei Jahre zuvor für das entsprechende Phänomen noch von dem etwas verwaschenen «Despotismus» die Rede gewesen sei. Auch von der «neuen Gesellschaft», die aus der Revolution hervorgeht, ist erst da die Rede.

1871 und später aber liegen Worte wie die folgenden: «Es können Zeiten des Schreckens und des tiefsten Elendes kommen» (270) und: «Alles bis auf unsere Tage ist im Grunde lauter Revolutionszeitalter und wir stehen vielleicht erst relativ an den Anfängen oder im zweiten Akt» (276).

Es ist die Zeit, da Burckhardt von neueren philosophisch-weltanschaulichen Ideen stärker berührt ist, wenn auch ohne allzu gründliche Beschäftigung mit ihnen – K. Joel, den Kaegi hier zitiert, nennt einmal die Jahre 1868–1873 das philosophische Lustrum J. Burckhardts (S. 495) –, von Schopenhauer, E. v. Hartmann, Darwin. Was Darwin betrifft, so sei bemerkt, dass Burckhardt schon vor dem Erscheinen des von Kaegi genannten Buches de Candolles (1872) und auch vor der «Philosophie des Unbewussten» E. von Hartmanns (1868) von seinem bedeutenden Basler Kollegen L. Rütimeyer, einem Mann, der sich, wie seine «Kleinen Schriften» erweisen, sehr selbstständig mit Darwin auseinandergesetzt hat, schon sehr viel über den neuen Mann gehört haben dürfte. Über diese Beziehung zu dem ebenso bedeutenden wie besonnenen Paläontologen, der eine Rektorsrede über «Naturgeschichte» gehalten hat, scheinen keine Dokumente<sup>3</sup> zu bestehen, indessen weiss die Enkelin Rütimeyers aus direktester Familienüberlieferung, dass ihr Grossvater oft von J. Burckhardt zum Spaziergang oder ins Wirtshaus abgeholt worden ist.

Im einzelnen lässt sich sehr schwer die Analyse einer Analyse geben. Immerhin sei bemerkt, dass uns Kaegi im zweiten Teil seines 4. Kapitels einlässlich einen Begriff zu geben weiß von der «Vorhalle», die Burckhardt seiner «Revolution» vorangestellt habe. Wohl kann er hier Tocqueville folgen, aber es zeugt für seine Unabhängigkeit, dass er sein «Ancien régime...» so rasch als wesentlich für seine Zwecke erkannt hat. Er spricht hier von

<sup>2</sup> Nach [Paul] Mantoux, *La rév. ind.* ... [1906], S. 1, vernehmen wir bei K. Schib (und R. Gnade), U. J. Fischer, 1954, 123, Anm. 1, stammt der Ausdruck von Arnold Toynbee [1852–1883], dessen 1884 posthum veröffentlichtes Buch «Lectures on the industrial revolution in England» betitelt war.

<sup>3</sup> Ein einziger Brief Burckhardts an Rütimeyer aus der Spätzeit ist erhalten, wie wir von Max Burckhardt nach der Abfassung dieser Besprechung erfahren haben.

der Machtkonzentration und dem Zentralismus der absolutistischen Staaten, die geradezu der Revolution vorgearbeitet hätten, und von Amerika und seinem Kampf um die Unabhängigkeit. Ist schon früher von manchen historiographischen Zusammenhängen lichtvoll die Rede gewesen, so mögen hier namentlich die Ausführungen über Buckle, der in Basel übrigens nicht nur von Burckhardt gelesen und geschätzt wurde, sondern auch von unbekümmten Gebildeten (das ererbte Expl. des Rezensenten mit dem Namenseintrag eines Grossoheims zeigt es) und über Bancroft in der in Basel geschriebenen Zusammenfassung Heinrich Thierschs interessieren. Auch von den Parlamentsreden Burkes ist hier die Rede, mehr als später von Burke als dem Kritiker der französischen Revolution.

Im 5. Kapitel erhalten wir zunächst eben so reiche wie überlegene Be trachtungen über die Revolutionsgeschichtsschreibung, vor und nach 1852. Burckhardts Ausgangspunkt, wie er seine Revolutionsvorlesung auszuarbeiten unternahm, lag zwischen Tocqueville und Edg. Quinet. Viel entnahm er der Chassinschen Edition der Cahiers de doléances, einiges Mortimer Ternaux, endlich schätzte er recht hoch J. Mallet Du Pan, der sehr früh den notwendigen Übergang der Revolution in die Militärdespotie voraussah. Als er seine Vorlesung schon neunmal gehalten hatte, erschien der erste Band von Taine, dem «Fortsetzer von Quinet auf der Bahn der revolutionär-republikanischen Selbstbesinnung». Aber auch deutsche Darstellungen wie die Sybels und Häussers hat er benutzt und sich mit ihnen auseinander gesetzt. Seine Exzerpte mit ihren Randbemerkungen haben etwas Bohrendes. «Es ergibt sich aus ihnen», schreibt Kaegi, «kein geschlossener Gedankengang, sondern eine Folge von Bildern, in deren Wechsel sich nicht nur die Antinomie des Geschehens, sondern auch die offene Lebendigkeit von Burckhardts Urteil spiegelt» (334).

Man kann stellenweise den Eindruck bekommen, Burckhardts Ausführungen widersprüchen seiner eigenen Einleitung, indem allzuviel antirevolutionäre Affekte, wie er sie seit der frühen Jugend in Basel in sich genährt, in den Vorlesungsblättern zum Ausdruck kommen, namentlich indem er mehr und mehr den Notizen aus Taine und Mallet Du Pan Raum gibt. Doch trügen diese Eindrücke wohl, oder sie sind nur vordergründig. Was Burckhardt abzulehnen nicht müde wird, ist die gute Menschenart Rousseaus, ist der darauf gegründete Optimismus. Was er erstrebt, ist die Einsicht in das Wesen der revolutionären Vorgänge. Der Jakobiner und die von ihm geübte Terreur interessieren ihn ganz besonders, und dabei die individuelle Verantwortung mehr als die kollektive, dann die Technik der revolutionären Machtbildung, über die er sich bemerkenswert äussert (356), mit Worten, mit denen er weit über Taine hinausgewachsen ist. Aber auch die Vorgänge selbst werden von ihm minutiös studiert. So gelten in den Exzerpten mehr als hundert Seiten den Vorgängen, die vom 10. August zu den Septembermorden von 1792 führen. Auch noch der Untergang Robespierres und der Aufstieg Bonapartes sind in dieses Kapitel einbezogen.

Burckhardt hat seine Exzerpte und Niederschriften auch über die ganze napoleonische Zeit hin ausgedehnt, und Kaegi folgt ihm im 6. Kapitel seines Buches (Caesarismus und Katastrophe) mit unermüdlichem Fleiss und Scharfsinn. In der Vorlesung kam Burckhardt effektiv nie bis zur Katastrophe, selten bis zum Anfang des russischen Feldzuges, meist nur bis 1806. Aber er selbst wollte sich Klarheit verschaffen bis zum Schluss, auch für den Fall, dass er doch einmal in der Vorlesung zeitlich so weit vorstossen könnte. Zunächst wollte er «den Aufstieg der Militärdespotie und die Vorbedingungen dieser Herrschaftsform im allgemeinen Zustand der Gesellschaft Frankreichs» (S. 400) zeigen, wobei er als «einen grossen Helfer und Gefährten seiner Gedankengänge» nochmals A. de Tocqueville in einem nachgelassenen Aufsatze begegnete. Wie seine Gedanken des weiteren den unerbittlichen Machtmenschen Napoleon begleitet haben, können wir nicht mehr verfolgen.

Wer die im Jahre 1922 im Druck erschienenen Briefe Burckhardts an Preen mit ihren vielen zeikritischen, ja, griesgrämigen Urteilen und Ausblicken kennt, begrüßt es, dass W. Kaegi in den beiden letzten Kapiteln seines Buches es unternimmt, Burckhardts «Erlebnis der Gegenwart» und damit den Gegenwartshintergrund seiner historischen Vorlesungen im Zusammenhang darzustellen. In einem ersten Abschnitt (Kap. 7) wird die Zeit von 1858–1871 daraufhin angesehen, in einem umfangreicherem zweiten (Kap. 8) diejenige von 1871–1888, während das letzte Lebensjahrzehnt dem noch ausstehenden letzten Bande vorbehalten ist.

Die ersten dreizehn Jahre von Burckhardts Basler Professur waren weltpolitisch gekennzeichnet durch eine nicht abbrechende Kette von Kriegen. Burckhardts Äusserungen dazu sind vornehmlich in seinen Briefen niedergelegt, eine ganz andere Quellengattung also wird hier beigezogen als in den früheren Kapiteln. Diese Äusserungen werden uns auch im Zusammenhang mit den damaligen Vorlesungen und Vorträgen vorgeführt und von überlegener Warte interpretiert. Wir können aus dem zweitletzten Kapitel des Bandes nur *einen* Punkt herausheben: Burckhardts Abwendung von Deutschland, das ihm in seiner Studienzeit das «heilige Deutschland» gewesen war, vollendet sich jetzt. Als er von der Versailler Kaiserproklamation hörte, soll er ausgerufen haben: Das ist der Untergang Deutschlands. Er könnte damit den Untergang jenes Deutschlands, das er liebte, gemeint haben, meint Kaegi. Es gibt aber auch die psychologische Deutung C. G. Jungs, der in dem Ausspruch, der nur durch ihn überliefert ist – er kann ihn durch Albert Oeri vernommen haben –, ein Beispiel echter Prophetie sieht. Wäre das ominöse Wort damals bekannt geworden, es wäre den einen als Blasphemie, den andern als Widersinn erschienen (501). Burckhardt stand damals in vielem allein. Erst nach Jahrzehnten wurden manche seiner zeikritischen Äusserungen, die auch die Zukunft miteinbezogen, in ihrem Wahrheitsgehalt erkannt und geschätzt.

Im letzten Kapitel werden nun zunächst allerlei kritische Äusserungen

gesammelt, die sich übrigens weit in Burckhardts Leben zurückverfolgen lassen, und mit allgemeineren Phänomenen in Zusammenhang zu bringen gesucht. Ein Grundgefühl ist auch jetzt dasjenige, das sich gegen Rousseaus gute Menschennatur richtet, gegen den falschen Optimismus so vieler Zeitgenossen. Mannigfach sind die Beobachtungen, die dieses Grundgefühl verstärken. Dann beschäftigt ihn die Abnahme der geistigen Spontaneität, das Aufsteigen der Massen ..., Beobachtungen, die manches gemeinsam haben mit der systematischen Massenpsychologie Le Bons: «Es muss ein gemeinsames übermächtiges Zeiterlebnis gewesen sein, das beide beseelte» (573). Ab und zu kann nun aber Kaegi nicht mehr ganz mitgehen und muss, echt burckhardtisch, seinen Helden tadeln, dass er allzu zugeknöpft gewesen sei, wenn auch gelegentlich ein wahrer Kern, eine tiefere Einsicht in seinen Aussetzungen etwa an einer übertriebenen Schulbildung stecken könne. Unburckhardtisch meint der Rezensent, vielleicht wäre Burckhardt, wie er nun als älter Werdender zu betrachten ist, besser nicht von einem heutigen Konsens aus betrachtet worden, sondern noch etwas stärker im Zusammenhang der baslerischen Konservativen seiner alten Tage gesehen worden, wobei aber zu betonen gewesen wäre, dass sich Burckhardt nur mit dem Wort, ja, fast nur mit dem vertraulichen Wort (Brief, Gespräch), nicht durch die politische Tat geäussert hat. Ein gelegentliches unwirsches Ausspucken – Kaegi berichtet davon nach Klebs –, jener Protest gegen die Erbauung der hässlichen Wettsteinbrücke waren das äusserste, was die blosse Kritik hinter sich liess. Im Zusammenhang damit hätte vielleicht auch konstatiert werden können, dass Burckhardts momentbedingte Urteile nicht so recht auf einen Nenner gebracht werden können mit den tieferen Einsichten der Einleitungen zu der Vorlesung über das Revolutionszeitalter hinsichtlich des fort dauernden revolutionären Charakters der Zeit und dass sie vollends zurückbleiben hinter den Einsichten Tocquevilles, der doch die immer weitere Ausgestaltung der Egalité für eine Notwendigkeit angesehen hat, der man sich nicht entziehen dürfe, nachdem man einmal diese Bahn betreten habe. Indes sei das nicht im Sinne der Kritik gesagt. Der Leser darf vielmehr Werner Kaegi dankbar sein, dass er ihm weiterführende Anregungen vermittelt, die zu Ergebnissen führen können, zu denen er ohne Kaegis Darstellung nicht gelangt wäre.

Beachtenswert sind Burckhardts Äusserungen über den Kulturkampf und über das Judentum. Burckhardt war überzeugt (1873), «dass die römische Kirche innerlich viel stärker sei, als man dies bei ihren deutschen und schweizerischen Kritikern annahm». Dem Altkatholizismus gab Burckhardt nur geringe Chancen. Geschichtliche Kenntnis sowohl des frühen Christentums wie des gegenreformatorischen Kirchentums bildeten die Grundlage solcher Urteile.

Trotz den zahlreichen antijüdischen Äusserungen sollte man Burckhardt besser nicht einen Antisemiten nennen, eine durch Parallelen unterstützte Meinung Kaegis, der Rezensent nur beipflichten kann, stimmt doch, was

folgt, gerade auch für einen Mann wie Niebuhr. Denn es ist eben zu scheiden zwischen einer traditionellen, mehr oder weniger lässigen Judenfeindschaft ... und dem System eines militanten, sozusagen zoologisch motivierten Antisemitismus, der eine neue Erscheinung darstellt und eine Vorgeschichte besitzt, die sich erst seit 1870 recht entwickelt hat. In seinem Kollektivbewusstsein steht Burckhardt in der älteren Tradition einer habituellen Geringsschätzung der Juden, in seinen wissenschaftlichen Äusserungen, in seinen Freundschaften, in seiner Zusammenarbeit mit jüdischen Gelehrten erhebt er sich weit über sie. Burckhardts Voraussagen – in den Briefen an Preen – über eine mögliche Austreibung, ja, Katastrophe der allzusehr emanzipierten Juden entsprangen nicht einer Judenfeindschaft, sondern der Einsicht in die Realitäten. Die Voraussagen brauchten länger zur Realisierung, als Burckhardt dachte, aber bekanntlich übertraf das Eingetretene jegliche Voraussage.

In einem weiteren Abschnitt stellt Kaegi Burckhardts Äusserungen über den kommenden Krieg zusammen. Sie sind sehr zahlreich und nur in zeitlicher, nicht jedoch in substantieller Hinsicht falsch. Dabei begann Burckhardt seit dem Beginn der achtziger Jahre den Herd der Gefahren mehr in Russland zu sehen als in Deutschland oder Frankreich (550). «Die Wendung zu einem gewissen Vertrauen Bismarck gegenüber», lesen wir in Anm. 149 zu S. 552, «lässt sich mit Burckhardts Verhältnis zu Richelieu vergleichen. Was er an beiden bewundert, ist die Kraft, in den Erfolgen innehalten zu können.» Die Bemerkung bildet zugleich den Auftakt zu einem Abschnitt, in dem Burckhardts Äusserungen über Bismarck zusammengestellt sind (die innere Politik Deutschlands, wie sie Burckhardt sah, ist nach seinen Reiseindrücken bereits im 4. Bande dargestellt). In Bismarcks wie in Cavaours Stellung sieht Kaegi «ein neues Hausmeiertum, gestützt auf die Armee und auf die Sympathie der Massen ... beim alten Bismarck fehlen die Ansätze zur Dynastiebildung keineswegs, Napoleon III. hatte sogar seine Familie ... an die Stelle der legitimen Dynastie zu setzen vermocht» (554). Wichtiger ist die «Kunst des Herrschens», in der für Burckhardt lange Napoleon III. seinen preussischen Gegenspieler zu überragen schien. Erst nach dem Siebenziger Krieg begann das Bild Bismarcks für Burckhardt ganz eigene Gestalt anzunehmen. «Das sind die zwei Gesichter, die Burckhardt an Bismarck wahrnahm: der junge [?] Demagoge, der die Meuten des Kulturkampfs und des Nationalhasses loszulassen wagt und der greise Kanzler, der die Frakturschrift der Autorität zu handhaben versteht» (560).

Es folgen Bemerkungen über das Frankreich der 3. Republik, in denen die Äusserungen über bildende Kunst und Literatur gewiss am meisten Interesse bieten. Doch wir kommen hier in den Bereich des Geschmackes, und da wird man Burckhardt seine Abneigung gegen den Impressionismus, die Kaegi – und gewiss die meisten seiner Leser – verfehlt findet, doch viel eher durchgehen lassen dürfen als diejenige gegen Michelangelo und Rembrandt, die in früheren Bänden berührt worden ist. Besonders hingewiesen sei auf

die Ausführungen, die sich an die zwei «herrlichen Artikel» Zolas im «Figaro» anschliessen. Folgen noch Bemerkungen über Italien, und auch hier ist der Darsteller seinem Helden gegenüber nicht unkritisch. Aber so eigentlich horcht der Leser, jedenfalls der schweizerische Leser, erst wieder auf beim 7. Abschnitt, der nochmals von der Schweiz handelt. Wie wir schon festzustellen Anlass hatten, hat Burckhardt die praktische Politik andern überlassen; wenigstens seine Stimmpflicht hat er im Sinne einer ernsten Verantwortung immer wieder erfüllt. Er war kein Freund der Revision von 1874. Wenn er an den «Radikalen» seiner Vaterstadt, die er gelegentlich sogar Jakobiner nennt, Kritik übt, so heisst das, dass er bei aller Unabhängigkeit, die er in Anspruch nahm, sich doch in seinen alten Tagen eher zu den Konservativen zählte, wiewohl er auch von diesen nicht alles unbesehen hinnahm. Wir bedauern, dass gerade hier Kaegi nicht ein wenig weiter hat ausholen können.

Nach Bemerkungen über Burckhardts Stellung zu den Weltmächten Russland und England und ihrer Begegnung schliesst Kaegi mit einem allgemeineren Abschnitt, in dem, nachdem so viele Voraussagen Burckhardts – mehr, als erwähnt werden konnten – berührt worden sind, das prophetische Element in seinem Wesen als solches untersucht wird. Hier ist auch seine Stellung zum Sozialismus ins Auge gefasst (610ff.). Zum «ersten Klassenkampf in Basel» (1868/69) liegen keine Äusserungen vor. Erst in den siebenziger Jahren, als Preen vom Gesprächspartner im nahen Lörrach zum Briefpartner geworden ist, beginnen sie zu fliessen. Es sind Äusserungen eines einzelnen Mannes, nicht die Meinung einer «Klasse», was uns vorliegt, auf keinen Fall aber solche eines Basler «Patriziers», eine Erscheinung, die es nur im Kopfe reichsdeutscher Literaten gegeben hat. Ja, Burckhardts Lebensart war geradezu ärmlich. Dass Burckhardt wie ein Proletarier gelebt habe (623), sollte indes doch vielleicht besser nicht gesagt werden: Er hatte gewiss eine Aufwärterin, die ihm sein Bett machte, seine Stuben fegte ... Seiner Herkunft nach gehörte er der Basler Oberschicht an, aber eine «Klasse» war das nicht. Er fühlte sich nicht zum vornhinein mit den Unternehmern solidarisch, sprach sogar mit einer gewissen Verachtung von den Erwerblingen (Industrielle), aber auch von «geschreilustigen Schichten der Volksmassen». Dass es auch sozial verantwortungsvolle Fabrikanten aus der führenden Schicht gab – der jetzige Regierungsrat Edm. Wyss hat ihnen ja seine Doktorarbeit gewidmet –, nahm Burckhardt nicht zur Kenntnis, jedenfalls gibt es keine Zeugnisse von solcher Kenntnisnahme. Diesen Ausschnitt seiner nächsten baslerischen Umgebung hat er etwas übersehen. Von einer Altersweitsichtigkeit glaubt Kaegi sprechen zu müssen; er meint mit Recht, die affektiven Augenblicksäusserungen der Briefe sollte man hier nicht zu sehr pressen. Jedenfalls ist zu beachten, dass Burckhardts Äusserungen über zeitgenössischen Sozialismus und Demokratie von Anfang an im Zusammenhang stehen mit seiner Vision einer künftigen Gewaltherrschaft, das heisst einem politisch und sozial dirigierten Militärstaate, und den Siebenziger Krieg als

Hintergrund haben. Vgl. an Preen vom 26. April 1872. Im Jahre 1879 äussert er sich demselben Freund gegenüber, einmal würden der entsetzliche Kapitalismus von oben und das begehrliche Treiben von unten wie zwei Schnellzüge auf demselben Geleise gegeneinanderprallen, ein Ausblick, meint Kaegi, auf die Katastrophen, die nicht ausgeblieben sind (628).

Folgen noch Ausblicke auf die Zukunft Europas im allgemeinen, die schon in den vierziger Jahren beginnen, sich zwischen 1867 und 1872 verdichten und bis zum Ende nicht abreissen. Sie sind aus den Briefen bekannt, sie sind mehr als einmal auch in diesem 5. Bande berührt worden. Man muss das selbst nachlesen. «Das letzte Ende», heisst es einmal, «könnte doch wieder – freilich erst, wenn wir tot sind – ein Imperium Romanum sein, nachdem es zuerst mehrere Assur, Medien, Persien gewesen sein werden», 1881 dann: «Zeiten, da alle Stadien des Durcheinanders müssen durchlaufen werden, bis endlich irgendwo ... sich eine wirkliche neue Gewalt bildet, welche mit Stimmrecht, Volkssouveränität, materiellem Wohlergehen, Industrie usw. verzweifelt wenig Umstände macht ...» Es waren nicht Vermutungen oder Berechnungen, sondern Gesichte, die ihn bedrängten. Ihnen gegenüber versucht Kaegi bei Burckhardt auch einige zuversichtlichere Töne zu vernehmen.

## II.

W. Kaegi, der eben noch *E. Zieglers* Manuskript hat benützen können (nicht so umgekehrt), gibt in dem eben besprochenen 5. Bande seiner Biographie eine eindringende Vergleichung von geschriebenem und gesprochenem Wort bei Burckhardt (250, 436ff.). Er meint in dem Geleitwort zu Zieglers Buch, Marcus Niebuhrs Feststellung im Vorwort zu B. G. Niebuhrs, seines Vaters, «Zeitalter der Revolution», das er 1845 aufgrund von Nachschriften aus dem Jahre 1829 herausgegeben hat, «Das Buch soll ein Beitrag zu Niebuhrs Leben sein, nicht eine Geschichte der Revolution» könne – abgewandelt – auch auf J. Burckhardt Anwendung finden. Die Unterschiede sind doch beträchtlich. Niebuhr, der von 1776 bis 1831 lebte, hat das ganze Revolutionszeitalter in leidenschaftlicher Teilnahme aus der Ferne vor sich gehen sehen, er erlebte den preussischen Zusammenbruch aus nächster Nähe mit, floh bis Memel und hat zwei Jahre danach in monatelangem Aufenthalt das durch die Umwälzung hindurchgegangene Holland kennen gelernt, dort holländische und später, 1813, englische Anleihens- beziehungsweise Subsidienvorhandlungen führend. Er hat manche, die das Revolutionsgeschehen in seinem Zentrum erlebten, kennen gelernt, andere, wie Mirabeau, aus der Ferne bewundert. So konnte er über die «Geschichte der letzten vierzig Jahre» vortragen, indem er sich nicht zuletzt auf seine eigene Erinnerung stützte. Die Vorlesung hat ihn bis ins Innerste erschüttert, ja, erschöpft. Burckhardt dagegen lernte, abgesehen von den Erinnerungen, die in der Familie fortlebten, den ganzen Stoff aus Büchern und gedruckten

Quellensammlungen kennen. Indem er der Überzeugung lebte, die Revolution sei etwas Unabgeschlossenes und gehe in seiner eigenen Lebenszeit weiter, ohne auch nur von ferne am Ende zu sein, ist seine Revolutionsdarstellung allerdings auch ein Beitrag zu seinem Leben. Und noch aus einem Grunde: Da er im historischen Unterricht, in der historischen Vorlesung die Erfüllung seines Lebens fand, ist es auch von biographischem Interesse, was er denn eigentlich seinen Zuhörern erzählt hat. Und hier begegnen wir wiederum Niebuhr: «Diese Vorträge», heisst es im Vorwort zu den «Vorträgen über römische Altertümer» von 1858, «sind nur für den der Öffentlichkeit übergeben worden, der den Verfasser auch in diesem Teile seiner Lehr- und Lebenstätigkeit kennen lernen ... will.»

Wir können nicht verhehlen, dass uns der vorliegende Band ein gewisses Unbehagen erweckt. Wohl lesen sich weite Partien in leichtem Fluss, in andern sind doch die Anstösse, die der kritische Leser nimmt, zu häufig. Ziehen wir auch die Textüberlieferung mit in Betracht (worüber unten noch zwei Worte gesagt seien), so kommen wir zu der Auffassung, diese an sich sehr verdienstliche Entzifferung wäre besser, wie es dem ursprünglichen Plane des Bearbeiters entsprochen hätte, auf zwei oder drei Instituten als ungedrucktes Archivexemplar für Burckhardt-Spezialisten hinterlegt worden. Wollte man aber nun einmal vom Drucke nicht abgehen, so hätten doch wenigstens einige Bemerkungen den Leser auf die volle Problematik dieses Textes aufmerksam machen sollen.

Den jetzt vorliegenden Band wird niemand wegen seines Gegenstandes zur Hand nehmen. Wird er aber seine Aufgabe, zu einer vertiefteren Erkenntnis Burckhardts zu verhelfen, erfüllen können? Wir möchten sagen, damit solche Aufgabe Erfüllung finden könnte, wäre es nötig gewesen, an zahlreichen Stellen etwas stärker redigierend einzugreifen. Die Spezialisten sagen uns nun, hinter allen, wirklich allen – wie sie sagen, scheinbaren – Fehlern könne sich eine tiefere burckhardtische Weisheit verstecken, die sich vielleicht dereinst offenbare. Für den einen oder andern Fall kann das natürlich nicht geradezu ausgeschlossen werden, für die Grosszahl der von mir angemerkt Fäle kann ich aber von meinen Vorbehalten nicht abgehen. Die Herausgeber von Niebuhrs Bonner Vorlesungen haben jedenfalls keine fraglichen Stellen stehen lassen. Sie haben einen lesbaren, völlig unanstössigen Text redigiert. Stellen in den Nachschriften, die keinen Zusammenhang ergeben wollten, haben sie weggelassen, ohne dies im einzelnen bemerklich zu machen. Sicherlich wird ein behutsamer Redaktor ja auch niemals burckhardtsche Dikta zurechtbiegen wollen, sondern einzig die fehlerhaften Notizen seiner Nachschreiber.

E. Ziegler verzichtet, wofür angesichts der Länge des Textes vieles spricht, auf einen durchgehenden Textkommentar. Dafür gibt er uns am Textbeispiel des Bastillesturmes ein Schema (S. 516–527), das das Zustandekommen des schliesslichen Buchtextes von Stenogrammen und Nachschriften her über die verschiedenen Zwischenstufen hinweg erklärt. Nicht nur in der

Wortfolge, sondern auch im Wortlaut ist es schon in diesem Musterbeispiel nicht ohne redaktionelle Eingriffe abgegangen. Dazu kommt, dass in den Schlusstext nicht jede Notiz der Nachschriften und Stenogramme sich hat einfügen lassen. Manche solcher Stellen, mag noch so viel für ihr direktes Zurückgehen auf Burckhardt sprechen, erscheinen nun als «Varianten» in dem dem Vorlesungstext beigegebenen Apparat, in dem entgegen der editorischen Tradition übrigens Textkommentar und Sachkommentar bunt gemischt sind, ein Vorgehen, bei dem sich der Herausgeber allerdings auf sehr kompetente Basler Vorgänger stützen kann.

Manche Partien sind in der Nachschrift der Studenten sachlich überaus dürfzig herausgekommen, so dürfzig, dass sie nicht als burckhardtisch anerkannt werden können. Man muss fast annehmen, dass die Nachschreiber zeitweise über den Rhein ins Wiesental hinausgeschaut haben, statt wirklich bei der Sache zu sein, und das ist nicht unverständlich, denn auf weite Strecken, namentlich des ersten Drittels, muss diese glanzvollste aller Vorlesungen nicht eben kurzweilig gewesen sein: allzuviel ist doch von allerlei Staatsaktionen die Rede, noch kaum trat Burckhardt damals als wirklicher Kulturhistoriker auf.

Dem Leser des jetzt vorliegenden Textes werden die sehr zahlreichen Zwischentitel auffallen, die doch auf keinen Fall auf den Vortragenden zurückgehen können. In der Tat sind sie von Ziegler, zum grossen Teil in Anlehnung an eine Nachschrift, beigesteuert worden. Wohl erleichtern diese Zwischentitel die Übersicht. Sind aber, wie wir sahen, die darunterstehenden Abschnitte allzukurz, so tragen diese Zwischentitel geradezu dazu bei, das sachliche Ungenügen solcher Abschnitte zu ersehen. Diese allzukurzen Abschnittchen bilden übrigens ein letztes Indiz zu der Feststellung, dass die uns hier vorliegenden 454 Seiten in grossen Lettern und mit reichlicher Spatierung niemals den vollen Umfang einer fünfstündigen Wintersemester-Vorlesung repräsentieren können. Man kann zu dieser Feststellung auch aus dem einfachen Vergleich mit den 238 Seiten der «Epochen» Rankes in Doves Ausgabe kommen, die ganze 16 Vorlesungsstunden wiedergeben. Noch exakter kann man zu dem gleichen Ergebnis mit ganz gewöhnlichen, exakten Rechenkünsten gelangen, wie sie von Fachgenossen angestellt worden sind.

Orthographie und Satzzeichen sind modernisiert, was durchaus zu billigen ist. Runde Klammern weisen auf die Fragwürdigkeit oder Unsicherheit des betreffenden Wortes, der betreffenden Passage hin. Wollte man nicht stärker redigierend eingreifen, so wird man doch sicher wenigstens den Wunsch des Rezensenten verstehen, es wären sehr viel mehr solcher runden Klammern verwendet worden. Drei Punkte in eckigen Klammern geben die Stellen an, die sich einer Entzifferung überhaupt entzogen haben. Was aber bedeutet der Kursivdruck einzelner Partien? Der Rezensent hat in den Richtlinien (S. 514f.) und auch sonst leider nicht finden können, worauf diese Druckart hinweisen soll, und doch findet sich der Hinweis gewiss an einer von ihm übersehnen Stelle.

Der Rezensent durfte diese seine Aussetzungen nicht einfach unterschlagen, so ungern er sie auch gemacht hat, weiss er doch, dass der geschätzte und kundige Herausgeber dieser Vorlesung manches Jahr seines Lebens dieser Sache geopfert hat, wohlausgefüllte, überaus fleissige Jahre. Es ist ihm lieb, zum Schluss noch einige fruchtbare Ergebnisse dieser seiner Mühsale notieren und hervorheben zu können, und zwar sowohl, was das Nachwort – E. Ziegler bezeichnet dieses als Kommentar – als was den Inhalt der Vorlesung anbetrifft.

Besonders sei zunächst hingewiesen auf die sehr dankenswerte Zusammenstellung aller Universitätsvorlesungen Burckhardts (mit Ausnahme also derjenigen, die 1855–1858 am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich gehalten worden sind) von 1844–1892/93, verfasst aufgrund der Semesterberichte des Dozenten (S. 563–568), in denen nicht unterlassen ist, auch die Hörerzahl der einzelnen Vorlesungen zu notieren, sowie auf das Verzeichnis der erhaltenen Nachschriften (568–571). Wertvoll ist auch die Liste der Fremdwörter (572–574), die allerdings vielleicht noch an Aussagekraft gewonnen hätte, wenn die Seiten, auf denen sie begegnen, notiert worden wären; nur so bekäme man einen rechten Begriff von der effektiven Häufigkeit der Fremdwörter in Burckhardts Sprechstil, wie ihn seine Hörer verstanden. In dem längeren Abschnitt über «J. B. und seine Vorlesungen» (541–561) findet sich, sorgfältig erarbeitet, manches Neue. Bei den gewissenhaft gesammelten Notizen über Kleidung und Gestalt des Dozenten findet sich u. a. ein Zeugnis von Hermann Wartmann, der 1856 in Zürich Burckhardt gehört hat und ihm auch ausserhalb des Auditoriums begegnet ist. Es folgen Zeugnisse über Burckhardts Auftreten, über die Darbietung der Vorlesung, über deren Gestaltung. Wichtiger als all das dürfte doch die Untersuchung über «Sprache und Stil» der «Vorlesung über das Revolutionszeitalter» sein. Ziegler ist sich dabei sehr bewusst, dass Unzuverlässigkeiten und Vereinfachungen der Nachschriften als Fehlerquellen hingenommen werden müssen.

Nun aber endlich noch einiges zum Inhalt der Vorlesung selbst, wie sie aus den Nachschriften von Hörern ersteht. Da fällt zunächst auf, dass wir, den drei Kapiteln (4–6) im 5. Bande der Biographie entsprechend, drei annähernd gleich lange Hauptabschnitte (Vorgeschichte, Die französische Revolution, Napoleon Bonaparte [bis 1808]) vor uns haben, denen eine relativ knappe Einleitung vorangeht. Diese ist gegenüber dem, was Kaegi aus den Einleitungen, die seit eben diesem Wintersemester 1867/68 an alle erhalten sind, an Gewichtigem beibringen kann, eher dürftig. Bei der Vorgeschichte fällt auf, dass der Tocquevillesche Gedanke, dass der Absolutismus mit seiner Straffung der Staatsmacht und deren Zentralisation der Revolution vorgearbeitet habe, der in Kaegis Interpretation der handschriftlichen Materialien eine wichtige Stelle einnimmt, sich in den Nachschriften nicht findet. War dieser Gedankengang für die Nachschreiber zu schwierig? oder wollte es Burckhardt diesen absichtlich leichter machen, indem er das beste für sich behielt? Erst im weiteren Verlauf des Textes findet sich einmal beiläufig

ein Verweis auf Tocqueville. Es ist vorwiegend Staatengeschichte des 18. Jahrhunderts, was im ersten Hauptabschnitt geboten wird, immerhin mit einigen literargeschichtlichen Abschnitten durchsetzt, fast, wie wenn doch Rankes «Primat der Aussenpolitik» noch etwas nachwirkte, nicht als Theorie, aber in der Praxis des Darzubietenden. Die Schweiz begegnet in dieser Vorgeschichte überhaupt nicht. Der Rezentsent hätte sich in der entsprechenden Heidelberger Vorlesung, die er im W.S. 1924/25 bei Prof. W. Andreas hörte, über dieses Fehlen vielleicht weniger aufgehalten, wenn er gewusst hätte, dass nach einer wohl mit Ranke anhebenden hundertjährigen Tradition dieses Eliminieren der neutralen Eidgenossenschaft aus dem Konzert der Mächte selbstverständlich geworden war. Das Kapitel über Nordamerika fällt durch seine besondere Qualität auf. Interessieren mag, dass Burke als Parlamentsredner in diesem Zusammenhange – im Gegensatze zu den Aufführungen bei Kaegi – nicht vorkommt. In der Folge sind dann die Girondisten nicht so abfällig beurteilt, wie nach Kaegi erwartet werden müsste. Der Kult der Vernunft, dann des Höchsten Wesens, die beginnende Zerstörung der Kathedralen, Dinge, die in Kaegis Paraphrasen nicht begegnen, kommen in der gesprochenen Vorlesung dagegen vor. Im Zusammenhang der Revolutionskriege erscheint hier Burckhardt geradezu als angloman.

Endlich habe ich mir etwa ein Dutzend Glanzstellen notiert, bei denen es so gut wie sicher ist, dass die Nachschreiber fasziniert waren und wirklich wörtlich notiert haben. Drei solcher Stellen mögen unserer Besprechung einen etwas positiveren Abschluss geben:

(Vom Konvent) «Das Glück fand man doch nicht, weil man die Hölle in sich hatte» (263).

(Zur helvetischen Umwälzung) «Balthasar de Schauenburg, ein kräftiger Elsässer, eine gebietende Gestalt und Natur, eine riesenhafte Oberinstruktorsfigur, stahl auch, war aber nicht ein so gemeiner Dieb wie Brune und so uneigennützig, als man es damals erwarten durfte» (353).

(Suworow) «Wenn auch von wenigen erduldet, blieben diese Leiden doch unsterblich, denn was wenige gelitten haben, kann so unvergesslich sein, als was viele gelitten. Vgl. Anabasis» (358).

### III.

Auch Rankes «Epochen» waren ursprünglich eine Vorlesung, eine Reihe von Vorträgen, eine Rhapsodie, wie Ranke selbst sie gerne nannte. Sie wurden allerdings nicht vor Studenten vorgetragen, sondern vor einer Majestät, vor König Max II. von Bayern, und zwar in den Tagen vom 25. September bis 13. Oktober 1854 in Berchtesgaden und seiner Umgebung. Sie wurden nach Rankes Tode von Alfred Dove herausgegeben und sind nun gegen hundert Jahre lang in dieser Doveschen Ausgabe im 2. Halbband des 9. Bandes der Rankeschen Weltgeschichte gelesen worden, ohne dass jemand auf den

Gedanken gekommen wäre, dass sich hinter diesem Text ein bisher nicht beachtetes textkritisches Problem verberge. Wenn solche kritische Zweifel nicht erwacht sind, so liegt das ohne Zweifel an der Trefflichkeit des Textes, den wir vor uns haben. Anstösse der Art und Zahl, wie sie Burckhardts «Revolution» hervorruft, finden sich hier eben nicht. Bei Ranks «Epochen» steht es insofern gleich wie bei Burckhardts «Revolutionsgeschichte», als beide auf Vorlesungsnachschriften beruhen, wobei bei Burckhardt immerhin handschriftliche Materialien des Autors vorhanden sind, die da und dort Hilfe oder Kontrollmöglichkeit bieten, während bei Ranke nicht die geringste Notiz des Autors existiert. Der rekonstruierte Text Burckhardts bietet zahlreiche Anstösse, während Doves Ausgabe sich fliessend lesen lässt. Erst im Zusammenhang der Reihe «Aus Werk und Nachlass» hat man sich nun auch mit den Überlieferungsproblemen, die jeder Text, der nicht auf ein Manuskript des Autors zurückgeht, stellt, des Näheren abgegeben. Ergebnis: Die völlig frei gesprochenen Vorträge sind durch einen juristisch ausgebildeten Ministerialsekretär, Franz Seraph Leinfelder, der das Alt-Gabelsberger Stenographiesystem vollkommen beherrschte und bereits mehrmals die anspruchsvolle Funktion eines Parlamentsstenographen versehen hatte, nachstenografiert worden. Er hat aber diese Nachschriften gleich nach deren Aufnahme in gewöhnliche Schrift umgesetzt und dabei manches, sei es nach dem ihm im Ohr Nachklingenden, sei es nach seinem Stilgefühl, sei es aus noch andern, verborgeneren Gründen modifiziert oder ergänzt, oft auch nach den von Gabelsberger empfohlenen brachylogisch-syntaktischen Regeln den Wortlaut des Stenogramms wesentlich gerafft. Diese «Reinschrift» (RM), die in der in der Bayerischen Staatsbibliothek erhaltenen Form von der Hand eines Kanzlisten, nicht von derjenigen Leinfelders, geschrieben ist, erhielt der königliche Zuhörer schon nach ganz kurzer Frist, so dass er die Möglichkeit bekam, sie sich im Anschluss an die gehaltenen Vorträge wochenlang innerlich anzueignen und darüber zu meditieren, während Ranke mehr als ein halbes Jahr auf die ihm in Aussicht gestellte Abschrift der Reinschrift warten musste. Nach dieser Abschrift der Abschrift der Reinschrift, die seither verloren gegangen ist, hat A. Dove seine Ausgabe veranstaltet. Er folgte ihr, wie er gegen den Schluss seines gehaltreichen Vorwortes bemerkt, «in allem Wesentlichen treu». «Nur einige wenige Irrtümer, die auf Missverständnisse des Stenographen oder Abschreibers, vielleicht auch einmal auf einem Versehen oder Versprechen des Vortragenden beruhen, sind ohne Bedenken verbessert worden. Irgend etwas fortzulassen, konnten wir uns nicht entschliessen.»

Dabei ist zu bedenken, dass A. Dove im Verhältnis zu seinem Text in ganz anderer Lage war als der durch mehr als zwei Menschenalter davon getrennte E. Ziegler. A. Dove wie J. Oeri, der Herausgeber der «Griechischen Kulturgeschichte» wie der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», waren ihres Lehrers Geist und Stimme noch nahe. Aus solcher Nähe vermochten sie zu entscheiden, was im Zweifelsfalle rankisch beziehungsweise burckhardtisch sei und dafür einzustehen.

Zur Kritik von Doves Ausgabe stehen uns also das von der Münchner Landtagsstenographin *Anny Schwarz*, die sich in das von F. S. Leinfelder angewandte Gabelsbergers Stenographiesystem einarbeitete, hergestellte «dechiffrierte» Stenogramm und die «königliche» Reinschrift (RM) zur Verfügung. (Nebenbei lässt sich für uns ersehen, wie dürftig es um die handschriftlichen beziehungsweise nachschriftlichen Grundlagen von Burckhardts «Revolutionzeitalter» bestellt ist. Die beiden hier in Frage stehenden Stenogramme sind von Studenten, die nebenbei auch etwas stenographieren konnten, aufgenommen worden und auch die Entzifferung erfolgte durch eine derartige Kraft, die sich dabei in das System Alt-Stolze einarbeitete, und von einer – im Falle Rankes allerdings zum Teil fragwürdigen – zeitgenössischen «Redaktion» und «Reinschrift» des entzifferten Stenogramms ist vollends nicht die Rede. Es ging uns hier einzig darum, Unterschiede festzuhalten. Dass man sich mit denjenigen Grundlagen behelfen muss, die eben da sind, ist uns klar (es dürfte übrigens bei Burckhardt in dem Falle des «Revolutionzeitalters» insofern noch besser gestanden haben denn einst bei der Herausgabe der Bonner Vorträge B. G. Niebuhrs, als die bei Burckhardt vorhandenen Nachlasspapiere bei Niebuhr ganz fehlten.)

Die Unterschiede zwischen dem jetzt entziffert vorliegenden Stenogramm und der Reinschrift sind erheblich –, wie viel dabei den Abschreibern (die Münchner Reinschrift ist ja nur in einer Abschrift der Leinfelderschen Reinschrift erhalten, und die verloren gegangene, die Ranke selbst und dann Dove vorlag, war gar die Abschrift dieser Abschrift!) anzurechnen ist, ist nicht mehr feststellbar. Beim heute bestehenden Stand der Überlieferung fallen – abgesehen von allfälligen Kopierfehlern – alle diese Unterschiede der «Redaktion» Leinfelders zur Last. Weisen wir zunächst *nur* auf einen Punkt hin: Der berühmteste und am meisten zitierte Satz aus diesen Vorträgen: «Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst» hatte im Stenogramm noch einen Zusatz, «was aber nicht ausschliesst, dass aus ihr etwas anderes hervorging». Dieser stenographisch überlieferte Zusatz, der u. E. eigentlich eine Tautologie darstellt, ist in der «Redaktion» Leinfelders und damit auch in der Ausgabe Doves an dieser Stelle unterdrückt, hingegen ihrem Sinne nach in den nächstfolgenden Satz übernommen worden, der nun also lautet: «Wenn nun aber auch jede Epoche an und für sich ihre Berechtigung und ihren Wert hat, so darf doch nicht übersehen werden, was aus ihr hervorging». Auch sonst können wir, geführt von *Th. Schieders* aufschlussreicher Einleitung und noch in reicherem Masse durch die kritische Ausgabe selbst (S. 43–447 des Bandes) starke Veränderungen gegenüber dem Stenogramm feststellen. So lesen wir im Stenogramm, dass König Max eigentlich von dem «Fortschritt» und von den «leitenden Ideen» im Geschichtsverlauf etwas Gegrundetes hören wollte, Ranke statt dessen aber lieber sprach von «Gang und Bewegung des Menschengeschlechts» und statt von «Ideen» lieber von

«Tendenzen». Auch sonst sind starke Veränderungen gegenüber dem Stenogramm festzustellen, manche können als einleuchtend und gut bezeichnete werden, andere als unverständlich und nicht gut, dritte als «diplomatisch», letzteres, wenn unterschlagen wird, dass Ranke eines der Grundprinzipien des preussischen Staates ein «protestantisches» nannte (S. 24). Christentum und christliche Kirche werden in ihrem realen historischen Dasein von Ranke als «Tendenzen» verstanden, aber Rankes durch das Stenogramm überliefelter Zusatz: «auf die religiöse Begründung gehen wir nicht ein» wird in der Münchener Reinschrift und so auch bei Dove unterschlagen. Gegen den Schluss hin ist die Wendung des Stenogramms «einige Prinzipien haben wir angegeben, diese leitenden Prinzipien liegen in den Dingen selbst» in Wegfall gekommen.

Endlich der Titel des Ganzen! Nach zwei verschiedenen Fassungen im Stenogramm lesen wir in der Reinschrift «Versuch, die welthistorischen Epochen der neueren Zeit zu bestimmen und zu charakterisieren. Freie Vorträge vor seiner Majestät dem Könige während Allerhöchst Dessen Landaufenthaltes in Berchtesgaden im Herbst 1854 gehalten von Leopold Ranke. Nach stenographischen Aufzeichnungen». Erst bei Dove wurde daraus «Über die Epochen der neueren Geschichte», immerhin mit dem ganz in die Nähe Leinfelders führenden Untertitel «Vorträge dem König Maximilian II. von Bayern gehalten». Der Titel der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», der bekanntlich von dem Herausgeber Jacob Oeri stammt, weicht unvergleichlich viel stärker von dem ursprünglichen ab, ja, ist durchaus Oeris eigene Prägung.

Th. Schieder schreibt auch von der «fast völlig geglückten Einheitlichkeit des Stils, der kaum irgendwo die Bahnen Rankes verlässt, wenn sich auch gelegentlich bei näherem Zusehen stilfremde Elemente finden» (S. 16). Leider, ohne dass dafür Belege gegeben würden.

Bemerken wir endlich, dass Th. Schieder in einem 3. Teil seiner eindringlichen Einleitung u. a. das Verhältnis des Königs zu dem alten Schelling untersucht und darunter kann, dass eine gewisse Polemik gegen die Geschichtsphilosophie, die sich auch hier, und zwar zugunsten der Empirie der Geschichte, feststellen lässt, sich in diesem Falle gegen Schelling richtet.

Zum Schluss bleibt uns noch anzugeben, wie die neue kritische Ausgabe angelegt ist. Als Haupttext dient der Wortlaut der Münchener Reinschrift, während die geringfügigen Abweichungen Doves und die sehr beträchtlichen des Stenogramms als Varianten unter dem Strich in Kleindruck angeführt sind. Dieser Variantenapparat ist gelegentlich so umfangreich, dass nur noch zwei Zeilen über dem Strich Platz haben. Es ist also eine von Seite zu Seite interessante Ausgabe entstanden, eine brauchbare doch wohl kaum, das heißt eine, die der Geschichtsfreund lesen mag. Man wird sich zu solchem Zwecke also weiterhin der Ausgabe Doves (aus dem Jahre 1888, und seither oft nachgedruckt) bedienen, oder aber es müssen sich die Herausgeber entschliessen, eine Editio minor auszuarbeiten, in der alle Varianten, die sie für rankisch halten, in den Text eingearbeitet sind. Dazu sei noch be-

merkt, dass, zumal vom Standpunkt des Liebhabers aus, vielleicht doch besser der bekannte Text Doves zugrundegelegt würde als der bisher ganz unbekannte, dazu gar nicht einmal sehr verschiedene Text der Münchner Reinschrift. – Bemerken wir endlich noch, das auf Schieders «Einleitung» ein «Vorwort», betitelt «Zur Einrichtung der kritischen Ausgabe» (S. 41–43) von *Helmut Berding* folgt und dass auch die Ausgabe selbst in erster Linie auf der Mühewaltung *Helmut Berdings* beruhen dürfte.

## LITERATUR ZUR GESCHICHTE DER SCHWEIZERISCHEN NEUTRALITÄT

Von KARL SCHIB

Als der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck im Jahre 1889 sich für seinen Polizeispitzel Wohlgemut einzusetzte und unter Missachtung der schweizerischen Souveränität dem Bundesrat unter Berufung auf die schweizerische Neutralität das Recht absprach, einen Ausweisungsbefehl zu erlassen, griff der Zürcher Historiker Paul Schweizer zur Feder, um den Nachweis zu leisten, dass die schweizerische Neutralität ein Staatsgrundgesetz sei, das seit dem 16. Jahrhundert heranwuchs, seine Entstehung keiner auswärtigen Macht verdanke und deshalb die schweizerische Souveränität nicht einschränke. Das in mehreren Artikeln der *Neuen Zürcher Zeitung* verfasste Gutachten Paul Schweizers wuchs zu einer Geschichte der schweizerischen Neutralität heran, zu einem Werk, das dank der umfassenden völkerrechtlichen und geschichtlichen Kenntnisse des Verfassers zu einem Pfeiler der neuesten schweizerischen Geschichtsschreibung wurde<sup>1</sup>.

Während des Ersten und Zweiten Weltkrieges erlebte der Grundsatz der Neutralität ungleich härtere Anfechtungen als zur Zeit Bismarcks. Von der Konferenz zu San Franzisko blieben die Neutralen ausgeschlossen. Die Wertschätzung der Neutralität schien einem Tiefstand entgegenzugehen. In dieser Zeit griff der Basler Historiker Edgar Bonjour das alte Thema wieder auf und schrieb eine neue Geschichte der Neutralität, die sich nicht nur wie das Werk Paul Schweizers «an den Fachgelehrten», sondern «vor allem an den geschichtlich interessierten Laien» wandte<sup>2</sup>. Die Darstellung reichte bis

<sup>1</sup> PAUL SCHWEIZER, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*. Frauenfeld 1893–1895. 1032 S.

<sup>2</sup> EDGAR BONJOUR, *Geschichte der schweizerischen Neutralität. Drei Jahrhunderte eidgenössischer Aussenpolitik*. Basel 1946. 434 S.